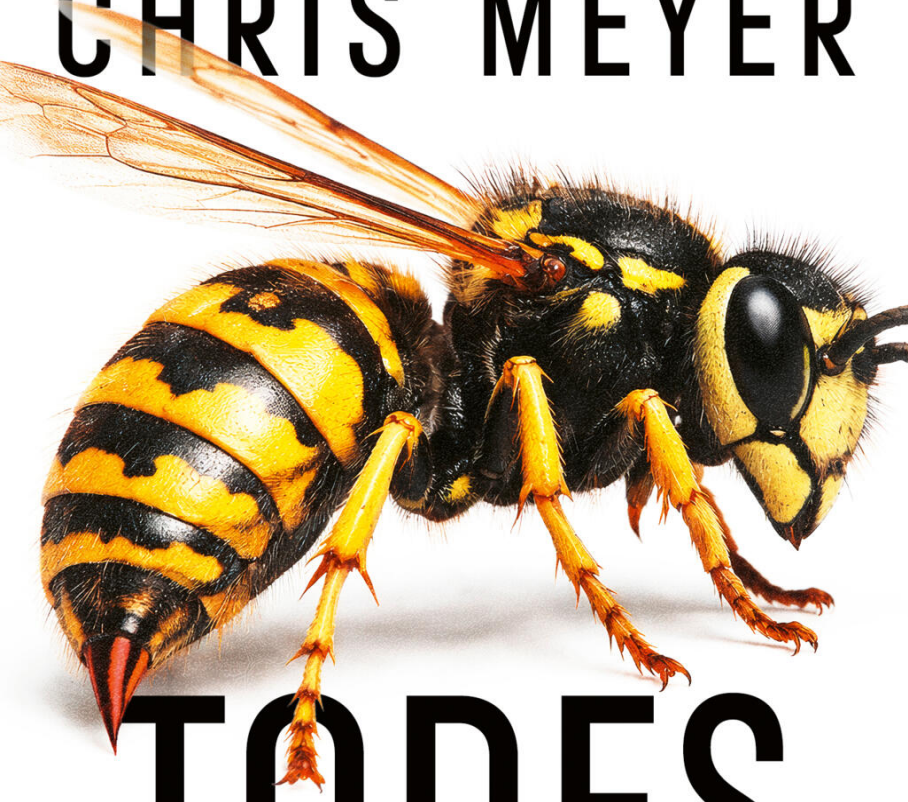
CHRIS MEYER



TODES STICH

THRILLER

SPIEGEL Bestseller-Autor

ullstein

ullstein

In einer verlassenen Scheune zwischen Bonn und Köln entdeckt Wespenexperte Freddi Wenner eine Leiche – kaum noch als Mensch zu erkennen, zerfetzt, von Wespen und Maden bedeckt. BKA-Profiler Tom Bachmann übernimmt den Fall. Wer legt eine Leiche mitten in ein Wespennest – und überlebt das selbst? Der Täter muss über gefährliches Wissen verfügen. Und seine Mordlust ist ungebremst.
Ein zweiter Toter. Wieder Wespen. Wieder keine Spur. Die Opfer scheinen nichts gemeinsam zu haben – und doch folgt der Killer einem Plan. Toms Partnerin Ira wird bei den Ermittlungen von einer Wespe gestochen und kämpft plötzlich ums Überleben. Die Spur führt zu einem schwerreichen Fondsmanager mit dunkler Vergangenheit. Doch je näher Tom dem Täter kommt, desto tiefer führt ihn der Fall in eine Welt aus Hass und Obsession.

CHRIS MEYER fasziniert die Frage, warum ein Mensch zum Serienmörder wird. Die Thriller mit Tom Bachmann sind eine Annäherung an die Psyche der Killer und der Opfer. Die geschilderten Taten sind erschreckend oft dichter an der Realität, als man hofft. Mit Familie und Hund lebt Chris Meyer in Köln, ein schöner Ort, um Abstand zu finden.

Von Chris Meyer sind in unserem Hause außerdem erschienen:
Der Blutkünstler
Der Zoom-Killer
Der Follower
Der Schlachter
Die Blutbestie

CHRIS MEYER

TODES STICH

THRILLER

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:
www.ullstein.de

Ungekürzte Ausgabe im Ullstein Taschenbuch
1. Auflage Dezember 2026
© Ullstein Buchverlage GmbH, Friedrichstraße 126, 10117 Berlin
Wir behalten uns die Nutzung unserer Inhalte für Text
und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich bitte an
produktsicherheit@ullstein.de
Umschlaggestaltung: Zero Media GmbH
Titelabbildung: FinePic®, München mithilfe von Midjourney
Gesetzt aus der Kepler Std
Druck und Bindearbeiten: ScandBook, Litauen
Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
ISBN 978-3-548-07453-5

-1-

Sein Gesicht lag auf dem Boden, der Mund halb geöffnet, die Augen geschlossen. Mit jedem Atemzug drang mehr Staub in seine Lunge. Ein Hustenreiz riss ihn schließlich aus der Benommenheit. Sein Körper bäumte sich krampfartig auf, jeder Hieb des Hustens schüttelte seine Wirbelsäule und jagte ein Brennen durch seine völlig ausgetrocknete Kehle. Er würgte, krümmte sich und versuchte verzweifelt, den Oberkörper hochzustemmen, während er eine Mischung aus Dreck, Schleim und galligem Speichel auf den Boden spuckte. Immer wieder, bis sich das brennende Rasseln in seiner Brust beruhigte. Endlich strömte wieder Luft in seine Lungen.

Erschöpft fuhr Ole sich mit zitternden Händen durch das Gesicht, doch die Berührung verstärkte nur das Hämmern in seinem Schädel. Sein Kopf fühlte sich an, als hätte jemand Nägel durch seine Schläfen getrieben. Es war kein gewöhnlicher Schmerz, er ließ jeden Kater, den er jemals erlebt hatte, wie einen schlechten Witz

wirken. Langsam, quälend langsam begannen seine Gedanken sich zu sortieren.

Wo zur Hölle bin ich?

Er starrte angestrengt in die Leere, fand keinen Anhaltspunkt, konnte absolut nichts sehen. Kein Schimmern unter einer Tür, kein Mondlicht, das durch eine Ritze fiel, nur ein allumfassendes Schwarz. Die Luft roch nach altem Beton und nach Feuchtigkeit, obwohl sich der Boden unter ihm staubtrocken anfühlte.

Vorsichtig tastete er mit den Fingerspitzen über die glatte Fläche. Seine Hände glitten über den Beton, der von einer zentimeterdicken Staubschicht bedeckt zu sein schien, die sich unter seinen Fingern wie Mehl anfühlte. Er robbte ein Stück weiter, die Handflächen flach auf dem Boden, immer in der Hoffnung, auf einen Widerstand, eine Wand oder einen Gegenstand zu stoßen. Doch da war nichts. Es fühlte sich an, als befände er sich im Inneren einer riesigen Grabkammer.

Ein kalter Schauer jagte über Oles Rücken, als seine Fingerspitzen plötzlich in etwas eintauchten, das sich völlig anders anfühlte als der trockene Staub. Es war schleimig und von einer widerwärtigen Zähigkeit. Ruckartig riss er die Hand zurück, als hätte er glühende Kohle berührt.

Mit angehaltenem Atem und vor Ekel zusammengepressten Lippen zwang er sich, die Hand erneut auszustrecken. Nur ein winziger Tastbefund. Die Konsistenz war dickflüssig und klumpig, wie halb getrocknetes Erbrochenes, doch es fühlte sich schwerer an, öliger.

Den Gedanken, der in ihm aufkeimte, verdrängte er sofort wieder.

Trotzdem führte er die Hand zögerlich an seine Nase. Zuerst traf ihn eine beißende Note, die an verwesende Meeresfrüchte erinnerte, doch darunter lag ein süßlich-metallischer Geruch.

Es war der Geruch von Eisen. Der Geruch von altem, geronnenem Blut, das sich mit etwas chemisch Zersetztem vermischt hatte.

Oles Magen krampfte sich zusammen. Das war kein Abfall. Er spürte, wie die Nässe an seinen Fingern langsam klebrig wurde und sich die Haut zusammenzog.

In diesem Moment erkannte er, dass er nicht allein war in diesem Raum. Jemand war hier. Oder zumindest war jemand vor ihm hier gewesen, und Ole ahnte, dass dieser Person etwas Schreckliches passiert sein musste.

Vorsichtig kroch er weiter, bis seine Fingerspitzen auf harten Widerstand stießen. Die Wand fühlte sich rau an, und mit letzter Kraft krallte er sich an der unebenen Fläche fest und zwang seinen Körper nach oben.

Seine Knie zitterten, und als er schließlich stand, traf ihn die Orientierungslosigkeit mit voller Wucht. Ohne einen Horizont, ohne einen Lichtstrahl, begann sein Gleichgewichtssinn zu rebellieren. Die Dunkelheit schien sich um ihn zu drehen, Oben und Unten verschwammen zu einer Leere. Er klammerte sich so fest an die Wand, dass der Beton unter seinen Fingernägeln knirschte. Jedes Mal, wenn er den Kopf bewegte, ließ

der Schwindel in seinem Gehirn den Raum um ihn herum schwanken.

Wo war er? In einem Keller? Einem Bunker?

Ole presste die Stirn gegen den kalten Beton, während er verzweifelt versuchte, sich zu erinnern. Er sah sich selbst im Park sitzen, den Geruch von frisch gemähtem Gras in der Nase, das warme Licht der Nachmittagssonne auf der Haut. Er hatte gelacht, die Beine ausgestreckt und sich mit einem Bekannten unterhalten. Das Bild war so friedlich, so alltäglich.

Aber dann? Zwischen der sonnigen Bank im Park und diesem modrigen Grab klaffte ein Loch. Hatte der andere ihm etwas in den Drink gemischt? War jemand von hinten aus dem Gebüsch getreten? Je mehr er nachdachte, desto heftiger pulsierte der Schmerz hinter seinen Schläfen, als wolle sein eigenes Gehirn ihn daran hindern, die Wahrheit zu finden.

Ein ungutes Gefühl stieg in ihm auf. Auch wenn Ole schon viel in seinem Leben durchgemacht hatte und nicht selten in brenzligen Situationen gewesen war, das hier war etwas ganz anderes, das spürte er sehr deutlich. Und die Tatsache, dass er nicht die geringste Ahnung hatte, wo er war und warum er hier war, verstärkte nur die Angst.

In der Dunkelheit begann Ole, seinen eigenen Körper wie ein fremdes Objekt zu untersuchen. Seine Finger glitten hektisch über die Arme, tasteten die Rippen ab und fuhren die Beine hinunter bis zu den Knöcheln. Er suchte nach Blut, einem Bruch oder einer Schürfwunde.

Doch da war nichts. Seine Kleidung war zwar staubig und zerknittert, aber unversehrt.

Kein Sturz. Kein Unfall. Das hier war kein unglückliches Hineinstolpern in einen vergessenen Schacht.

Diese Erkenntnis war beängstigender als eine Verletzung. Wenn sein Körper unversehrt war, bedeutete das, dass sein Gedächtnisverlust künstlich herbeigeführt worden war. Die enormen Kopfschmerzen waren nicht die Folge eines Aufpralls, sondern die Nachwirkung einer chemischen Betäubung. Jemand hatte ihn bewusst hierherverfrachtet, ohne eine einzige Spur von Gewalt an seinem Körper zu hinterlassen.

Er war kein Unfallopfer. Er war ein Gefangener.

Ole hielt den Atem an, bis seine Lungen verkrampften. Er presste sein rechtes Ohr, das den Hörsturz damals glimpflicher überstanden hatte als das linke, flach gegen den Beton. Zuerst hörte er nur das Hämmern seines eigenen Pulses, doch dann nahm er ein anderes Geräusch in der Stille wahr.

Es war ein kehliges Rascheln, gefolgt von einem langen Seufzen. Ein Mensch. Nicht das gehetzte Atmen eines Opfers, sondern das schwere, regelmäßige Schnarchen von jemandem, der sich in Sicherheit wiegte. Das Geräusch war gedämpft, als läge eine dicke Schicht Isolierung oder eine schwere Stahltür zwischen ihnen, doch es war unverkennbar.

Ein widersinniges Gefühl der Erleichterung erfasste Ole. In dieser Dunkelheit wirkte selbst das Schnarchen eines Fremden auf ihn wie ein Hoffnungsschimmer. Im-

merhin war er an einem Ort, an dem Menschen schliefen, lebten oder vielleicht Wache hielten.

Erschöpft von der Anspannung und dem Schmerz in seinem Schädel, ließ er sich an der Wand hinabsinken. Der staubige Boden fühlte sich nun weniger bedrohlich an, mehr wie ein notwendiges Lager. Er schloss die Augen, was in dieser Finsternis keinen Unterschied machte, und konzentrierte sich ganz auf das ferne Schnarchen hinter der Wand, das den Takt für seine eigenen Atemzüge angab.

»Hey …« Oles Stimme war kaum mehr als ein krächzendes Flüstern, das sofort in einem weiteren Hustenanfall mündete. Er presste die Hand gegen die Brust, wollte rufen, wollte die Dunkelheit mit seiner Stimme durchbrechen. Doch bevor er sich erneut sammeln konnte, hörte er plötzlich ein metallisches Geräusch, als würde ein schwerer Riegel zurückgeschoben. Dann das Kreischen von Scharnieren, die seit Ewigkeiten kein Öl mehr gesehen hatten. Im nächsten Bruchteil einer Sekunde flackerte grelles Neonlicht über ihm auf, zuckte zweimal nervös und brannte sich dann in seine geweiteten Pupillen. Ole riss den Arm hoch, presste den Ellbogen schützend vor sein Gesicht, doch das Licht drang überall durch.

Die plötzliche Helligkeit verstärkte den Schmerz hinter seinen Schläfen und ein Übelkeit erregender Schwindel packte ihn. Er musste sich mit der freien Hand am Boden abstützen, um nicht vornüberzukippen.

Durch den schmalen Spalt zwischen seinen Fingern

sah er eine Silhouette in der Türöffnung. Die Gestalt war groß und warf einen bedrohlichen Schatten über den staubigen Betonboden.

Dann ging alles ganz schnell. Bevor Ole auch nur den Hauch einer Abwehrreaktion zeigen konnte, packte ihn ein Paar Hände, krallte sich in seinen Hemdkragen und riss ihn mit Wucht empor. Für einen Herzschlag hing er schwerelos in der Luft, die Füße über dem Beton baumelnd, bis er mit einem dumpfen Aufprall gegen eine Wand flog. Er schrie auf und spürte sofort ein Stechen über der Augenbraue. Die Haut an seiner Stirn war aufgeplatzt, Blut quoll hervor und rann ihm über die Lider, vermischte sich mit dem Staub und brannte in seinen Augen.

Blinzelnd versuchte er, durch den roten Schleier hindurch sein Gegenüber zu erkennen. Die Gestalt vor ihm schien ihm nur wie ein Schatten zu sein. Groß, drahtig und von Kopf bis Fuß in tiefes Schwarz gehüllt.

Wie ein Ninja, schoss es Ole durch den Kopf.

Die Angst, die nun in ihm hochstieg, war lähmend. Der Schwarzgekleidete stand einfach nur da, die Arme locker an den Seiten. Er strahlte eine tödliche Ruhe aus.

»Was … was willst du von mir?«, brachte Ole mühsam hervor. Seine Stimme zitterte so stark, dass die Worte unverständlich waren. Er wischte sich mit dem Handrücken über die Augen, verschmierte das Blut nur noch weiter und hinterließ rote Schlieren auf seiner Haut.

Ole sah nur noch verschwommen. Der Kerl schien ihn aus einer Art Zelle geholt zu haben, vielleicht ein

ehemaliger Vorratsraum. Daneben war ein weiterer Raum, aus dem nun das Stöhnen eines Mannes zu hören war, der gerade wach zu werden schien.

All das nahm Ole nur aus dem Augenwinkel wahr, während sein Blick auf dem Schwarzgekleideten vor ihm gerichtet blieb.

Der Schlag kam aus dem Nichts. Ole hatte keine Bewegung gesehen, kein Ausholen, nur den plötzlichen Hieb in seinem Körper gespürt. Die Wucht raubte ihm augenblicklich den Atem. Keuchend und nach Luft ringend sackte er in sich zusammen, seine Knie schlugen hart auf den Beton. Instinktiv presste er beide Hände gegen seinen Bauch, wo sich ein brennender Schmerz ausbreitete. Dann spürte er etwas Warmes zwischen seinen Fingern hervorquellen. Er starrte hin und sah, wie dunkles, fast schwarzes Blut seine Handrücken überströmte und in dicken Tropfen auf den staubigen Boden fiel.

Ein Messer? Er suchte verzweifelt den Schatten vor sich ab, doch die Hände des Fremden schienen leer zu sein.

»Wer … bist du …«, presste Ole zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor, während sein Kreislauf unter dem Schock zu wanken begann.

Noch bevor er den Satz zu Ende gesprochen hatte, traf ihn der nächste Schlag. Diesmal an der Schulter. Ole spürte, wie der Stoff seines Hemdes zerfetzt wurde und die Klinge, oder was auch immer es war, in sein Fleisch schnitt. Blut schoss über seinen Rücken.

Wehr dich!, schrie eine hysterische Stimme in seinem Hinterkopf. Wenn du jetzt nichts tust, zerlegt er dich Stück für Stück wie ein Schlachttier!

Das Adrenalin flutete seine Adern, ein letztes Aufbäumen gegen die drohende Ohnmacht. Sein Überlebensinstinkt übernahm das Denken. Ole tastete blind über den Boden, während der Fremde bereits zum nächsten Schlag ausholte. Seine Finger schlossen sich um einen abgebrochenen Betonbrocken, der halb im Staub vergraben lag. Mit einem verzweifelten Aufschrei, der mehr nach einem tierischen Grollen als nach einem menschlichen Laut klang, riss Ole den Betonbrocken aus dem Staub. Die scharfen Kanten schnitten in seine Handfläche, doch er spürte es kaum. Er wollte sich auf den anderen stürzen, da hatte der ihn bereits mit einem weiteren Schlag verletzt. Ole verlor seine Waffe, taumelte, hielt sich nur mühsam auf den Beinen. Sein Herz hämmerte wie verrückt, während er versuchte, die Arme hochzureißen. Er wollte sich schützen, wollte die Deckung eines Boxers imitieren, doch seine Reflexe waren gegen die Geschwindigkeit dieses Angreifers wertlos.

Der nächste Schlag traf ihn zentral auf dem Brustbein. Ein trockenes Krachen drang in sein Ohr, als die Knochen unter der Wucht nachgaben. Ohne ein Wort, ohne ein hasserfülltes Schnaufen oder irgendeine sichtbare Regung erhöhte der Schwarzgekleidete dann das Tempo seiner Angriffe. Der nächste Hieb schmetterte gegen Oles Schläfe, der übernächste grub sich tief in sei-

ne Seite. Das einzige Geräusch im Raum war das nasse Klatschen von Fleisch auf Fleisch, unterlegt vom Knirschen brechender Knochen und zerberstender Zähne.

Ole spürte, wie sich die Welt um ihn herum auflöste. Das Neonlicht zerfloss zu hellen Streifen. Er nahm die Schläge nur noch als dumpfe Erschütterungen wahr, die seinen Körper hin und her warfen. Sein Bewusstsein begann, sich in eine dunkle Ecke seines Verstandes zurückzuziehen, in der er keinen Schmerz mehr fühlte.

Er realisierte noch, wie er zu Boden ging, dachte dabei, dass der andere dann vielleicht von ihm ablassen würde, nur um zu erkennen, dass das Gegenteil der Fall war. Wie im Rausch schlug der Schwarzgekleidete auf ihn ein, verlor dabei kein Wort, gab noch nicht einmal ein Stöhnen von sich.

In einem Moment ungewöhnlicher Klarheit akzeptierte Ole sein Ende. Die Konturen des Raumes begannen zu flimmern, das Licht dehnte sich zu einem unendlichen weißen Korridor aus. Er spürte noch einen letzten massiven Schlag gegen seine Schläfe, doch das Krachen seines Schädels hörte er schon nicht mehr. Eine tiefe Dunkelheit legte sich über sein Bewusstsein und nahm ihn mit, weg von der Qual, dem Blut und dem Wahnsinnigen, der immer noch auf ihn einschlug.

-2-

Die Luft stand schwer über der Kölner Bucht, als hätte jemand einen Deckel über das Tal gelegt. Ein flimmernder Hitzeschleier tanzte auf dem Asphalt der A 555, während die Sonne unaufhörlich auf die ausgedörrten Felder neben der Autobahn brannte.

Als Freddi Wenner die Abfahrt hinunterfuhr und seinen Weg über die Landstraße fortsetzte, sah es dort nicht viel besser aus. Im Rheinbogen war das Wasser auf einen neuen Tiefstand in diesem Sommer gesunken. Der Fluss hatte seine grauen Kiesbänke freigelegt, die nun aus der trüben Strömung ragten. Das Ufergras war zu strohigem Gelb verbrannt, und die Hitze drückte den fauligen Geruch von Algen und abgestandenem Wasser in Freddis Nase.

Freddi Wenner kannte die Gegend zwischen Köln und Bonn wie seine Westentasche. Das Gebiet um die beiden Rheinmetropolen war durch Landwirtschaft und Obstanbau geprägt, was vermutlich einer der

Gründe war, warum der Sechzigjährige hier so häufig zum Einsatz kam. Vor gut drei Jahren hatte er seine Firma für ökologische Schädlingsbekämpfung an seinen Sohn übertragen. Seitdem kümmerte sich der studierte Biologe nur noch um die Entfernung von Wespen- und Hornissennestern, deren Bewohner sich mit Vorliebe in der Umgebung von Obstanbauflächen niederließen. Siedelten Hornissen sich in der Nähe von Menschen an, wurde meist Freddi gerufen, damit er die Nester vorsichtig entfernen und an einer für Tiere und Menschen sicheren Stelle wieder anbringen konnte. Dabei war es ihm ein persönliches Bedürfnis, den Leuten die Wichtigkeit dieser eigentlich harmlosen Tierchen näherzubringen, deren Nester immer noch zu oft einfach zerstört wurden, obwohl das strengstens verboten war. Denn ihre Bedeutung für das biologische Gleichgewicht war enorm, Wespen- und Hornissenvölker waren nicht nur für das Bestäuben von Obstbäumen unerlässlich, sondern vernichteten auch große Mengen an Ungeziefer, was leider kaum jemand wusste. Wenn er Zeit hatte, ging Freddi deshalb auch in Kindergärten und Grundschulen, um dort über die Insekten aufzuklären.

Da die Klimaanlage in seinem Wagen nicht mehr funktionierte, hatte er sowohl die Fenster als auch das Schiebedach geöffnet. Inzwischen fuhr er durch ein Waldgebiet und atmete den harzigen und trockenen Geruch ein. Die Waldbrandgefahr stieg wieder rasant an, und er hoffte, dass die Leute so vernünftig waren und auf ihr geliebtes Grillen wenigstens für eine Wei-

le verzichteten. Der Wind wirbelte den Staub auf dem Weg auf und wehte den Staub in Freddis Auto.

Er hatte das kleine Waldgebiet passiert und parkte am Rand einer Wiese, wo bereits ein anderes Fahrzeug stand. Zwei Männer lehnten sich gegen die Motorhaube und blickten ihn erwartungsvoll an, als er aus seinem Auto stieg.

Sogar im Schatten der Bäume war es brüllend heiß, und die Luft war erfüllt vom Summen der Insekten. In der Ferne konnte Freddi die Industrieschlote von Wesseling sehen, die in den stahlblauen, wolkenlosen Himmel ragten.

»Tach zusammen.« Er tippte sich grüßend gegen die Schläfe.

»Herr Wenner?«, fragte der eine, der deutlich gepflegter aussah als der andere Mann.

»Ganz genau. Sind Sie Martin Fels?«

»Richtig. Ich habe Sie angerufen.« Martin Fels streckte ihm die Hand entgegen. »Mein Mitarbeiter Enno Frerich. Mir gehört das Land und somit auch die Scheune, in der gerade die Luzie abgeht.«

Freddi schüttelte den beiden grinsend die Hand. Er wusste, wie beeindruckend ein Wespenvolk sein konnte, wenn man unerwartet auf eines stieß und sich mit den Tieren nicht auskannte. Für die meisten war die schiere Menge an Insekten schon einschüchternd, und dass sie stechen konnten, machte die Sache natürlich nicht besser.

»Das Nest ist in der Scheune?«

»Ich schätze, ja«, antwortete Martin Fels. »Wir haben es nicht gesehen, weil wir gar nicht erst reingegangen sind. Wenn man die Scheunentür öffnet, ist man sofort umgeben von Wespen. Unzählige müssen sich dadrinnen befinden.«

»Mistviecher«, murmelte Enno.

»Normalerweise wäre mir das ja wurscht, ich war schon seit Ewigkeiten nicht mehr in der Scheune«, fuhr Martin Fels fort. »Früher habe ich hier Spargel angebaut, aber damit habe ich schon vor Jahren aufgehört. Ich krieg einfach niemanden mehr für die Ernte.« Er seufzte, was Enno mit einem Auflachen quittierte, das irgendwie gehässig wirkte, wie Freddi fand.

»Kann das Nest dann nicht einfach da bleiben, wo es ist?«, fragte er. »Nur Bienenvölker bewohnen ihr Nest mehrere Jahre. Wespen bilden ein nur für wenige Monate bestehendes Volk. Im Herbst wären Sie die Tiere eh wieder los.«

Martin Fels schüttelte energisch den Kopf. »So lange kann ich unmöglich warten. Morgen kommt jemand, um zu gucken, ob sich das Gelände für einen Campingplatz eignet. Wenn hier alles voll mit aggressiven Wespen ist, dann hat sich das Thema sofort erledigt.«

Freddi nickte nur und sparte sich die Bemerkung, dass Wespen eigentlich nicht sonderlich aggressiv waren. Er ging um seinen Wagen herum, öffnete den Kofferraum und nahm seine Schutzkleidung heraus.

»Dann wollen wir mal«, sagte er, zog den weißen Overall aus besonders dicht gewebter Baumwolle an,

streifte die langen Lederhandschuhe über und setzte sich die Kapuze auf, die ein sogenannter englischer Hut war und vorne mit einem festen Netz verschlossen werden konnte. »Sie bleiben am besten hier. Die Wespen könnten gleich schlechte Laune bekommen, wenn ich das Nest entferne.«

»Wenn Sie mich fragen, haben die eh schon schlechte Laune«, murmelte Martin Fels.

»Hauen Sie das Scheißnest kaputt?«, fragte Enno Frerich grinsend.

Für einen Moment verschlug es Freddi die Sprache. »Um Himmels willen, natürlich nicht!«, antwortete er dann. »Sie wissen schon, dass Wespen unter Naturschutz stehen?«

»Nö. Nerven doch nur. Wenn ich eine sehe, schlage ich sie tot.«

Martin Fels rollte die Augen. »Ignorieren Sie ihn einfach.«

Freddi nickte. Offenbar war Enno sehr einfach gestrickt. Aber er bestätigte Freddi mal wieder darin, wie wichtig seine Aufklärungsbesuche in den Schulen waren. Das Verständnis für die Natur ließ einfach bei immer mehr Menschen nach.

Freddi nahm den Staubsauger und die Transportbox aus dem Kofferraum. Die Box hatte er selbst gebaut, und sie war sein ganzer Stolz, bestand aus einem stabilen Kasten mit Sichtfenster, einem mit Schaumstoff gedämpften Boden und einem Schlauch, den er mit dem Staubsauger verbinden konnte. Damit würde er

zunächst vorsichtig alle Wespen in die Box saugen, die dabei dank des Schaumstoffs nicht gegen die Wände prallen konnten und somit alles ohne Schaden überstehen würden. Sobald die Wespen in der Box waren, konnte er das Nest mit der Königin lösen und alles an einen neuen Ort bringen.

»In der Scheune ist kein Strom«, rief Martin Fels ihm nach, als Freddi auf das Gebäude zuging. »Ich meine nur, wegen Ihres Staubsaugers.«

»Der läuft mit Akku!«

Die Scheune stand am Rand der vertrockneten Wiese, als hätte sie jemand dort vergessen. Das Gebälk aus altem Eichenholz war von der Hitze grau gebleicht und so trocken, dass es bei jedem Windstoß bedrohlich knarrte.

Wenige Meter vor der Scheune blieb Freddi stehen. Schon von hier konnte er erkennen, dass ungewöhnlich viele Wespen das alte Gebäude umflogen. Mit geschultem Blick suchte er die Dachbalken der Scheune ab, konnte aber kein Nest entdecken. Vermutlich hatten die beiden Männer recht und es hing gut geschützt in einer Ecke unter dem Dachfirst im Inneren der Scheune. Die vielen Tiere sprachen dafür, dass die Wiese und der angrenzende Wald hervorragende Rahmenbedingungen für sie schafften, trotz der Dürre. Es musste ein sehr großes Nest sein oder gleich mehrere.

Als er direkt vor der Scheunentür stand, ahnte Freddi, warum Martin Fels und sein Mitarbeiter nicht gewagt hatten, ins Innere zu gehen. Obwohl er die Tür

noch nicht geöffnet hatte, überraschte ihn das laute Brummen, das zu ihm hinausdrang.

»Da drinnen ist ja wirklich die Hölle los«, murmelte Freddi.

Normalerweise bevorzugten die Tiere den freien Flug in der Natur und hielten sich nur dann in geschlossenen Räumen auf, wenn sie in ihr Nest wollten oder sich dort eine bevorzugte Nahrungsquelle befand. Vielleicht lag in der Scheune ein Kadaver?

Vorsichtig öffnete Freddi die Tür und betrat die Scheune. Durch die klaffenden Spalten in den Bretterwänden fielen Lichtstrahlen in das dämmrige Innere, in denen der Staub wie in Zeitlupe schwebte. Freddi blickte automatisch nach oben und entdeckte sofort das Wespennest im Dachgebälk. Ein graues, papiernes Gebilde, größer als ein Medizinball und von einer Struktur, die an geschichtete Asche erinnerte. Es wirkte leblos, fast wie ein hohles Kunstwerk, aber Freddi wusste natürlich, dass das Gegenteil der Fall war. Er stellte seine Ausrüstung ab und überlegte, wie er am besten an das Nest herankommen konnte.

Die schiere Menge an Insekten in der düsteren Scheune irritierte ihn. Das, was er sonst als vertrautes Summen wahrnahm, erschien ihm hier wie ein tiefes Grollen, das er eher im Brustkorb spürte als in den Ohren. Gelegentlich schoss eine einzelne Wespe auf ihn zu, in dieser Hitze waren die Tiere nicht nur aktiv, sie waren gereizt. Und tatsächlich wimmelte es hier nur so von ihnen, unzählige schwirrten in der Luft herum.

Als Freddi der süßlich-faulige Geruch in die Nase stieg, ahnte er, dass er mit seiner Vermutung richtiglag.

Aas, dachte er, einen solchen Leckerbissen lassen sich die Insekten natürlich nicht entgehen. Auch dafür waren die Tiere so wichtig, auch das wussten die wenigsten. Deshalb nannte Freddi bei seinen Vorträgen in Schulen die Insekten auch manchmal die Müllabfuhr des Waldes. Wenn ein Tier starb, dann räumten die Insekten die Überreste weg. Unermüdlich, effizient und schnell. Vor allem für die Jungenaufzucht suchten Wespen nach Protein, wie jeder wusste, der einmal eine Wurstscheibe gegen die Tiere hatte verteidigen müssen.

Auf der gegenüberliegenden Seite der Scheunentür, in einer kaum einsehbaren dunklen Ecke, musste der Kadaver liegen, vermutete Freddi, jedenfalls zog es die Wespen genau dahin, und die meisten Säugetiere suchten sich eine dunkle Ecke, wenn sie spürten, dass sie sterben mussten. Als er näher kam, wurde auch der Gestank penetranter, und er glaubte, etwas Blutiges auf der Erde zu erkennen. Freddi hatte eigentlich mit einer toten Ratte oder einem Waschbären gerechnet, aber das, was dort lag, war eindeutig größer.

Umständlich holte er mit seinen behandschuhten Händen das Handy aus seiner Tasche und schaltete das Licht an, während eine düstere Vorahnung in ihm aufstieg. Als der Lichtkegel auf die schwarz verfärbten Zehen an dem zerfetzten Fuß fiel, wusste er, dass sein Gefühl ihn nicht getäuscht hatte. Er trat einen Schritt

näher, und ein ganzer Schwarm Wespen schreckte auf und setzte zum Angriff auf ihn an.

Das Summen der Tiere legte sich wie ein vibrierender Schleier über die Szenerie. Freddi spürte, wie der Boden unter seinen Füßen weich zu werden schien, während sein Verstand verzweifelt versuchte, das zu verstehen, was seine Augen fixierten.

Vor ihm lag ein Bündel aus Fleisch und zerfetzten Textilien, das jede menschliche Form verloren hatte. Es war kein Körper mehr, eher eine Masse aus aufgerissenem Gewebe und zersplitterten Knochen, die unnatürlich weiß hervorblitzten, das Blut zu einem krustigen, fast schwarzen Braun vertrocknet. Tausende von Maden krabbelten durch die offenen Wunden und verursachten dabei ein leises, schmatzendes Geräusch. Wespen schossen durch die Luft, angelockt vom süßlich-fauligen Gestank der Verwesung, und krabbelten über das, was einmal ein Gesicht gewesen war.

Freddi wollte wegsehen, wollte schreien, doch seine Muskeln waren wie erstarrt. Die Hitze, das Summen und dieser durchdringende Geruch von Eisen und Fäulnis hüllten ihn ein, bis ihm die Sicht verschwamm.

-3-

»Ein Herr Henkel von der Kripo Bornheim hat uns angefordert«, erklärte Ira Sokolow, während sie den Wagen mit einer derartigen Wucht in die Autobahnausfahrt riss, dass die Reifen hollywoodmäßig quietschten. Die Fliehkraft drückte Tom Bachmann hart gegen die Beifahrertür, schweigend klammerte er sich an den Haltegriff.

Sosehr er die Erfahrung seiner Kollegin schätzte, ihr Fahrstil blieb für ihn eine tägliche Belastungsprobe. Ira behauptete zwar gerne, sie habe sich dieses rücksichtslose Tempo während ihrer Undercover-Zeit im Rotlichtmilieu angeeignet, um im Zweifel schneller als die Kugel zu sein, doch Tom hielt das für eine reine Schutzbehauptung. Der Mittfünfzigerin lag das rasante Fahren einfach im Blut. Sie lebte in einem anderen Takt als der Rest der Welt, egal ob sie einen Espresso hinunterstürzte, einen Bericht tippte oder eben einen Dienstwagen an seine physikalischen Grenzen brachte.

Zum Glück galt diese Hochgeschwindigkeit auch für ihre Synapsen. Ira dachte schneller, als die meisten Menschen sprachen, und kombinierte Fakten, noch bevor andere die Akte aufgeschlagen hatten.

»Ihm ist völlig klar, dass das BKA hier eigentlich nichts zu suchen hat«, fuhr sie ungerührt fort, während sie einen Kieslaster mit Millimeterarbeit schnitt. »Zuständigkeit hin oder her, die Umstände vor Ort haben ihn dazu veranlasst, uns sofort dazuzuholen. Er sprach von einer Inszenierung, die über das normale Maß an Brutalität hinausgeht.«

Tom lockerte seine Hand am Haltegriff ein wenig, als sie auf die schmale Landstraße einbogen.

»Wenn Henkel freiwillig seine Kompetenzen teilt, muss es dort draußen verdammt hässlich aussehen«, murmelte er. »Hat er was zu den Umständen gesagt? Was ist daran besonders?«

»Ich habe nicht mit ihm gesprochen, er hat sich direkt an Müller gewandt.« Ihr vorgesetzter Kriminalhauptkommissar Bernhard Müller war Leiter der Abteilung Sonderfälle, wie der Bereich offiziell genannt wurde, der sich nur um die Mordfälle kümmerte, die nicht an die Öffentlichkeit gelangen durften, der Bereich, in dem Tom als Teamleiter und Fallanalytiker seit Jahren arbeitete.

Ira bog mit unverminderter Geschwindigkeit von der glatten Landstraße auf einen unebenen Waldweg ab. Staub und trockene Nadeln wirbelten hinter ihnen auf, während das Fahrwerk polternd gegen die tiefen

Schlaglöcher ankämpfte. Tom wurde im Sitz hin und her geworfen, doch Ira schien die Erschütterungen gar nicht wahrzunehmen. Ihr Blick war auf das Display des Navigationssystems gerichtet.

»Noch achthundert Meter«, murmelte sie, während sie den Wagen durch eine enge Kurve lenkte. Laut Navi näherten sie sich einer Lichtung, nicht weit vom Rhein entfernt. Das grelle Blau eines einzelnen Streifenwagens schimmerte bereits durch das Unterholz.

»Nina war schneller als wir.« Tom wies auf den roten Passat, den Nina Brinkhaus fuhr. Mit der Rechtsmedizinerin arbeitete er seit seiner Rückkehr aus den USA zusammen, wo er jahrelang als Profiler fürs FBI tätig gewesen war. Die schmale, geradezu feingliedrige Ärztin mit der außergewöhnlich blassen Haut und den roten Haaren zog gerade einen weißen Schutzanzug an, während zwei Mitarbeitende des Kriminaltechnischen Dienstes, die bereits umgezogen waren, ihre Arbeitsmaterialien aus dem Kofferraum holten. Drei weitere Männer, die Tom nicht kannte, saßen etwas weiter abseits unter einem Baum und wirkten ziemlich mitgenommen. Die Wiese mitsamt einer Scheune darauf war mit rot-weißem Flatterband abgesperrt worden, was Tom etwas albern vorkam, da die Gegend mehr als ausgestorben wirkte. Zwei Polizisten in Uniform standen vor der Scheune, aus der ein vielleicht fünfzigjähriger Mann trat, der stirnrunzelnd näher kam.

»Da seid ihr ja«, begrüßte Nina sie, als sie aus dem Auto gestiegen und zu ihr gekommen waren.

»Kannst du uns schon irgendetwas sagen?«, fragte Tom.

»Absolut gar nichts. Ich bin seit fünf Minuten hier, war noch nicht mal in der Scheune. Aber Kommissar Henkel wird euch bestimmt einiges erzählen können.« Sie wies auf den Mann, der nun in schnellen Schritten auf sie zukam. »Ich schätze, das ist er.«

»Tom Bachmann?«, fragte er schon von Weitem. »Ira Sokolow?«

»Ganz genau.« Tom ergriff die ausgestreckte Hand des Kommissars. »Und das ist Nina Brinkhaus von der Rechtsmedizin.«

»Ich bin froh, dass Sie hier sind, Henkel mein Name. Zuerst war ich mir gar nicht sicher, ob das überhaupt ein Fall für Sie ist, aber dann …« Er schüttelte auch Ira und Nina die Hand. »Am besten machen Sie sich selbst ein Bild. Ich habe so etwas noch nicht gesehen.«

»Sie meinen, die Auffindesituation?«, fragte Ira.

Henkel nickte. »Meiner Meinung nach haben wir es hier mit einem Höchstmaß an Brutalität zu tun, das Opfer … Wenn Sie das sehen … Es liegt jenseits allem Menschlichen.«

Tom verkniff sich eine Bemerkung. Er hatte schon so viele Grausamkeiten gesehen, die Menschen aneinander angetan hatten, dass er solche Superlative lieber vermied.

»Wer sind die Männer da vorne?«, fragte er stattdessen.

»Der rechts mit den grauen Haaren ist Freddi Wen-

ner, ein ehemaliger Schädlingsbekämpfer, der jetzt als Wespen- und Hornissenexperte tätig ist. Der in dem roten Hemd ist der Bauer, dem das Land gehört, Martin Fels, und der Dunkelhaarige daneben ein Mitarbeiter, Enno … den Nachnamen hab ich jetzt vergessen. Sie haben Wenner gerufen, um ein Wespennest aus der Scheune zu entfernen. Er hat den Toten gefunden.«

»Haben Sie die Männer schon vernommen?«

»Wir haben es versucht. Aber viel konnten die noch nicht sagen. Stehen ganz schön unter Schock.«

»Wir sprechen nachher mit ihnen«, sagte Ira.

Während sie zur Scheune gingen, herrschte eine fast rituelle Stille, die nur kurz unterbrochen wurde, als Ira und Tom sich die Einweghandschuhe überstreiften und das Latex auf ihrer Haut knallte. Mit geübten Bewegungen schlüpften sie noch in die Plastikschoner, die Nina ihnen in die Hand gedrückt hatte.

Kommissar Henkel verharrte an der Schwelle, die Hand fest am Torriegel, als wollte er sie noch einen Moment vor dem bewahren, was dahinter im Halbdunkel auf sie wartete.

»Ich warne Sie«, sagte er, ohne sich umzudrehen, »das hier sprengt alles, was wir bisher in Bornheim gesehen haben. Zum Glück hat dieser Wespenexperte das Nest inzwischen entfernen können. Ein paar sind aber immer noch unterwegs.«

»Die haben mehr Angst vor uns als wir vor ihnen«, meinte Ira.

Henkel zog eine Augenbraue hoch. »Da wäre ich mir nicht so sicher.«

Als Tom die Scheune betrat, fiel ihm sofort der intensive Geruch auf. Es war ein süßliches Gemisch aus Verwesung, heißem Staub und Ammoniak, das sich in der stehenden Luft der Scheune zu einem fast greifbaren Gas verdichtet hatte. Der Juli kannte in diesem Jahr keine Gnade. Draußen flirrte die Hitze, und schon am Vormittag war die 30-Grad-Marke geknackt worden. In der Scheune staute sich die Wärme unter dem Gebälk wie in einem Backofen. Tom spürte, wie ihm augenblicklich der Schweiß unter die Plastikschoner an den Füßen schoss.

Tom wusste, dass die Hitze wie ein Katalysator für den Tod wirkte. Sie beschleunigte die chemischen Prozesse im Inneren der Leiche und trieb die Geruchsintensität in Dimensionen, die selbst erfahrene Ermittler an ihre Grenzen brachten. Jede Pore des alten Holzes schien den Duft des Verfalls bereits aufgesogen zu haben. Aber während Kommissar Henkel die Lippen fest zusammenpresste und flach durch die Nase atmete, machte Tom der Gestank nichts aus. Wenn er eines gewohnt war, dann das.

Die Kollegen vom Kriminaltechnischen Dienst hatten bereits Scheinwerfer aufgestellt, da von außen nur wenig Licht in die Scheune drang. Angestrahlt wie auf einer Bühne, lag der Körper nun vor ihnen, oder vielmehr das, was davon übrig geblieben war, und nur noch vage an einen Menschen erinnerte. Um den Körper he-

rum hatte sich ein dunkler, fast schwarzer Hof auf dem Boden ausgebreitet, eine klebrige Lache aus Fäulnisflüssigkeit.

Nina ging neben dem Toten in die Hocke und begann, ihn vorsichtig zu untersuchen, während Ira und Tom die Szene auf sich wirken ließen.

Die Füße schienen am besten erhalten zu sein. Sie waren schwarz verfärbt, aber zumindest intakt, was auf den Rest der Leiche nicht zutraf. Toms Blick wanderte über die Beine, die wie aufgerissen aussahen, genauso die Arme und der Rumpf, der an einigen Stellen aufgebläht, an anderen aufgeplatzt war. Die Darmschlingen lagen frei, hatten sich durch Gase, die bei der Verwesung entstanden waren, aufgeblasen und quollen nun aus dem offenen Bauchraum heraus. Dass es sich um einen männlichen Toten handelte, konnte er nur noch erahnen. Dort, wo die Haut noch intakt schien, war ein schmutziges Grün zu sehen, durchzogen von schwarzen Linien, wo das Blut in den Venen längst verfault war.

Auch die Hände wirkten fast zerfetzt, und das Gesicht war nur noch eine braunrote Masse. Tom folgte der Bewegung, die auf und in dem Körper stattfand, der von unzähligen Maden besiedelt war. Für einen Fachmann wie ihn waren sie ein wichtiger Hinweis.

»Die Maden sind ungewöhnlich aktiv«, bemerkte Ira, während sie sich über den Körper beugte. »Entweder lag er schon woanders, oder die Hitze hier drin hat ein wahres Brutstätten-Wunder vollbracht.«

»Der Zustand ist nicht nur das Werk der Insekten«, sagte Nina, die mit einer Pinzette eine Made aufpickte und genauer betrachtete. »Von der Größe her zu urteilen sind die zwar schon eine ganze Weile bei der Arbeit, aber die aufgerissene Haut haben sie nicht zu verantworten. Das sieht nach einer massiven Gewalteinwirkung aus.«

»Du schließt eine natürliche Todesursache aus?«, fragte Ira.

»Auf den ersten Blick ja«, antwortete Nina. »Ignoriert mal die Maden und schaut euch zum Beispiel diese Stelle an.« Sie wies auf eine etwa daumennagelgroße tiefe Verletzung, um die herum die Haut noch einigermaßen intakt war.

»Eine Stichverletzung?«, fragte Ira. Sie ging neben Nina in die Hocke und schob mit ihren behandschuhten Fingern vorsichtig einige Maden zur Seite. »Autsch!«, entfuhr es ihr im nächsten Moment. Genervt schüttelte sie ihre Hand und damit die Wespe ab, die sie gerade gestochen hatte. »Durch den Handschuh durch. Meine Herren.«

»Wespen haben mehr Kraft, als man denkt«, meinte Nina. »Ehrlich gesagt, dürften die ganz schön dazu beigetragen haben, dass die Leiche nicht mehr in der besten Verfassung ist. Wespen sind, was das angeht, fleißiger als Maden.«

»Das hat uns dieser Freddi Wenner auch schon gesagt«, mischte sich Kommissar Henkel in das Gespräch. »Mir war gar nicht klar, dass Wespen Aasfresser sind.«

»Jedenfalls sieht die Wunde wie eine Stichverletzung aus«, fuhr Nina fort.

Tom beugte sich tiefer, um den Körper genauer betrachten zu können. »Von diesen Einstichen scheint es mehrere zu geben.«

»Ja, vermutlich, auch wenn ich mich hier an Ort und Stelle nicht genau festlegen möchte. Aber wenn ich ihn gewaschen habe und die Maden runter sind, kann ich mehr dazu sagen. Die Fäulnisspuren und der Grad der Verwesung deuten darauf hin, dass der Tote hier schon eine ganze Weile liegt. Wegen der hohen Temperaturen und des Insektenbefalls kann ich dazu aber noch nicht viel sagen.« Nina versuchte, den Mund des Toten zu öffnen, der als solcher kaum noch zu erkennen war und in dem es von Maden nur so wimmelte. Die Lippen waren vollständig weggefressen. »Die Zähne sind in einem üblen Zustand. Eventuell wurden sie ihm rausgeschlagen. Wobei das, was noch erhalten ist, auch nicht gerade gut aussieht.«

Sie leuchtete in den Mund, und Tom konnte einige schwarz verfaulte Stumpen sehen. »Die Verfärbungen kommen nicht durch die Verwesung?«

»Nein. Du siehst hier auch, dass die noch bestehenden Zähne Löcher haben. Der Mann hatte eindeutig Karies.«

»Das kann uns Hinweise zu seinem Hintergrund liefern, muss aber nicht«, überlegte Tom laut. »Es gibt mehr Menschen mit einer Zahnarztphobie, als man denkt.«

»Puh …« Ira atmete tief durch und hielt sich plötzlich an Toms Schulter fest. Überrascht drehte er sich zu seiner Kollegin um.

»Alles in Ordnung?« Der Anblick der Leiche war ohne Frage furchtbar, aber Tom kannte Ira als ausgesprochen toughe Person, die eigentlich nichts erschüttern konnte. »Macht Ihnen die Hitze zu schaffen?«

»Quatsch …« Iras Atmung ging immer schneller, und sie war ganz blass um die Nase geworden.

»Wollen Sie lieber an die frische Luft?«, fragte Kommissar Henkel besorgt. »Der Geruch ist ja wirklich schrecklich. Ich kann das auch nicht gut ab.«

»Der … macht … mir … nichts …« Ihre Sprache war verschwommen. »Mir ist übel.«

Henkel nickte wissend. »Kein Wunder. Der Gestank und die Hitze – bei so was sind schon ganz andere umgefallen. Kommen Sie, gehen wir an die Luft.« Er machte einen Schritt Richtung Scheunentür, blieb dann aber stehen, als Ira erneut laut aufstöhnte.

»Ich … sehe alles doppelt …« Sie geriet ins Schwanken. Sofort packten Tom und der Kommissar jeweils einen Arm von ihr und stützten sie.

»Atmen Sie ruhig«, sagte Tom. »Jetzt bloß nicht hyperventilieren.«

»Schon … klar …« Ihre Stimme war kaum noch zu verstehen. Gemeinsam schleppten Tom und Kommissar Henkel Ira vor die Scheune. Ihre Knie zitterten inzwischen sichtbar.

»Setzen Sie sich erst mal.« Henkel wies auf einen

Baumstumpf, der wenige Meter neben der Scheune stand. Gemeinsam stützten sie Ira dorthin. »Vielleicht sind Sie unterzuckert?«

»Nein …«

Sie zitterte am ganzen Leib, als sie sich auf den Stumpf setzte. Einer der uniformierten Polizisten kam zu ihnen geeilt und reichte Ira eine Flasche Wasser, aus der sie kaum noch trinken konnte, so stark zitterten ihre Hände und Arme.

Nina war jetzt auch bei ihnen, streifte ihre Handschuhe ab und ging neben Ira in die Hocke. Stirnrunzelnd legte sie ihr eine Hand auf die Stirn.

»Kalter Schweiß.« Dann überprüfte sie Iras Puls. »Der rast ja.« Iras Atmung wurde immer hektischer, inzwischen schnappte sie förmlich nach Luft, während sie totenblass geworden war. »Bist du gegen Wespen allergisch?«

»Nein …«

»Sind Sie schon mal von einer Wespe gestochen worden?«, fragte Tom.

»Nein … weiß nicht …«

Tom warf Nina einen Blick zu, die nickte wissend. »Vermutlich ein allergischer Schock. Ich habe leider weder Adrenalin noch Cortison oder ein Antihistaminikum dabei.« Schnell zog sie ihr Handy hervor und alarmierte den Notarzt. Noch bevor sie aufgelegt hatte, sackte Ira vom Baumstumpf auf die Erde und verlor das Bewusstsein. Ihre Lippen hatten sich inzwischen blau verfärbt.

In dem Moment kam Freddi Wenner zu ihnen gelaufen, eine Tasche in der Hand. »Wespenallergie?«, rief er außer Atem und mit belegter Stimme. Er wirkte von den Ereignissen noch sehr mitgenommen. »Ich hab immer einen Adrenalin-Autoinjektor dabei, wenn ich zu meinen Einsätzen fahre. Hatte schon oft genug Schaulustige, die nichts von ihrer Wespenallergie wussten.« Mit zittrigen Händen riss er seine Tasche auf.

Nina nahm ihm sanft den Autoinjektor aus der Hand. »Ich glaube, ich mache das besser. Sie sind ja noch ganz durch den Wind.«

»Danke. Ist vielleicht besser.«

Nina nickte und setzte Ira mit geschickten Handgriffen die Injektion. »Fürs Erste müsste das helfen.« Sie hatte Iras Kopf in ihren Schoß gebettet und kontrollierte ihren Puls. »Der Notarzt ist in ein paar Minuten hier. Ira, hörst du mich? Es wird alles gut. Kannst du mich verstehen?« Es dauerte etwas, bis Ira langsam die Augen aufschlug. Sofort versuchte sie, sich aufzusetzen, aber Nina drückte sie mit sanfter Gewalt zurück. »Bleib noch ein bisschen liegen. Der Krankenwagen ist gleich da. Du hattest einen allergischen Schock.«

»So was hatte ich noch nie«, brachte Ira stockend hervor.

»Einmal ist immer das erste Mal.« Tom grinste seine Kollegin schief an und reichte ihr die Wasserflasche. Jetzt fiel ihr das Trinken schon deutlich leichter.

Martin Fels und sein Mitarbeiter kamen nun auch näher, wobei Fels die ganze Zeit schimpfte. »Ich frag

mich, warum du nicht besser aufgepasst hast, dass keiner von diesen Pennern in der Scheune übernachtet!«

»Wie soll ich das denn vierundzwanzig Stunden am Tag überprüfen?«

»Du bist echt zu nichts zu gebrauchen!« Fels unterbrach seine Schimpftirade, als sie vor Ira standen. »Was hat sie? Es gibt hier doch wohl hoffentlich nicht noch einen zweiten Toten.«

»Mir geht es gut«, sagte Ira leise. Im Hintergrund waren bereits die Sirenen des Rettungswagens zu hören.

»Ein Glück. In ein paar Wochen wollen hier jede Menge Urlauber ihre Campingwagen abstellen. Wenn sich das rumspricht, dass hier ein Toter gefunden wurde, dürfte das nicht gerade gut fürs Geschäft sein. Und wenn Ihnen jetzt auch noch was passiert …«

»Sie sagte ja bereits, dass es ihr gut geht«, unterbrach Nina ihn streng.

Kurz darauf fuhr der Rettungswagen mit hoher Geschwindigkeit auf die Wiese und kam vor dem Flatterband zum Stehen. Nach einer ersten Untersuchung wurde Ira mit einer Infusion versehen auf einer Liege in den Wagen geschoben.

»Sie kommen wohl auch besser mit.« Skeptisch betrachtete der Notarzt Freddi Wenner, der immer noch zitterte. »Sie scheinen mir einen ordentlichen Schock zu haben.«

»Das ist wohl so«, sagte Freddi schwach. Bereitwillig ließ er sich in den Rettungswagen helfen, der daraufhin mit Blaulicht seine Fahrt Richtung Krankenhaus antrat.

Während Nina und Kommissar Henkel zurück in die Scheune gingen, blieb Tom noch für einen Moment bei Martin Fels und seinem Mitarbeiter stehen.

»Was für ein beschissener Tag«, murmelte Martin Fels genervt.

»Kommt es vor, dass jemand in der Scheune übernachtet?«, fragte Tom.

Fels zuckte mit den Schultern. »Kann ich Ihnen nicht genau sagen, ich schaue hier nur selten vorbei. Aber ja, ich habe hier schon mal Flaschen und Müll gefunden.«

Tom blickte sich um. »Wir sind hier relativ weit weg vom Schuss. Wer an einem einfachen Dach überm Kopf Interesse hat, Drogenabhängige oder Obdachlose, müsste gezielt den Weg auf sich nehmen, um hierherzukommen. Fällt Ihnen ein, warum jemand das machen sollte?«

»Das weiß ich doch nicht«, antwortete Martin Fels harsch. »Wir sind hier nicht weit vom Rhein, da gammeln doch immer irgendwelche Junkies rum.«

»Sind Ihnen in den letzten Tagen Personen hier auf dem Grundstück aufgefallen?«

»In dem angrenzenden Waldstück sieht man immer mal wieder irgendwelche Leute.« Enno Frerich wischte sich mit dem Handrücken den Schweiß von der Stirn. »Der Weg am Rhein entlang ist bei Wanderern beliebt. Wir sind hier ungefähr auf der Hälfte zwischen Bonn und Köln. Vielleicht hat der Tote die Strecke überschätzt, wollte hier übernachten und ist überraschend krepiert.«

Tom nickte nachdenklich. Dieser Enno konnte nicht wissen, dass Nina eine natürliche Todesursache schnell ausgeschlossen hatte und seine Theorie daher nicht infrage kam. »Wir haben keinerlei Wanderutensilien in der Scheune gefunden.«

»Es gibt dauernd so Spinner, die sich ohne Rucksack auf den Weg machen«, meinte Martin Fels. »Die gut 30 Kilometer werden schnell mal unterschätzt, und viele Leute glauben, dass man an jeder Ecke irgendwo einkehren kann. Aber wenn Sie direkt am Rhein entlanggehen, kann das irgendwann ganz schön einsam werden.«

»Wie weit liegt Ihr Hof von hier?«

»Keinen Kilometer.«

Das war zu weit, um Schreie oder Stimmen hören zu können. Der Leichenwagen der Rechtsmedizin fuhr langsam auf die Wiese. Zwei Mitarbeiter stiegen aus und holten eine Bahre aus der Ladefläche.

»Wir sprechen später noch mal«, sagte Tom zu Martin Fels und begleitete die beiden Männer aus dem Leichenwagen in die Scheune, wo gerade die letzten Fotos gemacht wurden.

»Schön vorsichtig«, wies Nina die beiden an, die den Körper in einen Leichensack legen wollten. »Die Maden müssen alle draufbleiben. Die können uns später mehr über den Todeszeitpunkt sagen.«

»Kein Problem, wir passen auf«, antwortete der Ältere der beiden. Der Körper wurde im Leichensack verschlossen, auf die Bahre verbracht und abtransportiert.